

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 2. Januar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

In der Vorstadt von Ketterford, einem Städtchen von einiger Bedeutung im Herzen Englands, stand vor wenigen Jahren noch ein schönes, freundliches Haus von mittlerer Größe, die Wohnung des Herrn Gardner.

Etwas einen Steinwurf weit davon entfernt, nach dem offenen Lande zu, befanden sich verschiedene Werkstätten und Schuppen; in dem großen Hofe, welche diese mit dem Wohnhause verband, waren hohe Stöße von Bauholz aufgetürmt, welche im Verein mit andern charakteristischen Materialien auch ohne das Firmenschild „Richard Gardner, Bauunternehmer“ das Geschäft ihres Besitzers deutlich gekennzeichnet hätten.

Zur Rechten der hübschen Eingangshalle des Hauses befand sich ein freundliches Zimmer, dessen Fenster nach dem Arbeitshofe gingen. Es war eine Art Kontor eingerichtet, obgleich das wirkliche Geschäftskontor sich bei den Werkstätten befand. Pulte und Stühle standen umher; Karten und Zeichnungen, Pläne und Risse der verschiedensten Gebäude, Kirchen, Brücken und Terrassen bedeckten die Wände. Es war das Arbeitszimmer des Pflege Sohnes und ersten Gehilfen des Herrn Gardner.

Mit vierzehn Jahren verwaist, hatte Walter Hill im Hause des Bauunternehmers, dessen Frau eine entfernte Verwandte seiner Mutter gewesen, eine zweite Heimat gefunden. Er war ein lebenswürdiger, offener Knabe, mit vorzüglichen Anlagen, denen sein Pflegevater auch die gebührende Berücksichtigung zu theil werden ließ. Zwar hatte er den jungen Walter als einfachen Lehrling in sein Geschäft aufgenommen, aber von Anfang an wurden ihm besondere Vorrechte gestattet. Er erhielt Privatunterricht im Zeichnen, in der Mathematik und den neueren Sprachen; seine griechischen und lateinischen Studien setzte der lernbegierige Knabe für sich allein noch fort. Er wollte ein vornehmer Herr werden, wie auch sein Vater einer gewesen. Jetzt hatte Walter sein einundzwanzigstes Jahr erreicht, und seine Pflegeeltern hatten noch keinen Augenblick bereut, sich des Verwaisten angenommen zu haben. Trotz seines Strebens, ein vornehmer Herr zu werden, schreckte der junge Mann vor keiner Arbeit zurück; unter der Leitung des Meisters hatte er sich gründliche Geschäftskenntnisse angeeignet, und Herr Gardner hatte eine tüchtige Stütze an dem Pflege Sohn.

Es war Ostermontag, und im Hofe, wie in der Werkstätte herrschte feierliche Ruhe. Herr Gardner war ausgeritten und Walter saß in seinem Arbeitszimmer vor seinem Pult, den Kopf in die Hand gestützt, eifrig in das vor ihm aufgeschlagene Buch vertieft.

„Walter!“ Es war eine sanfte Stimme, die vor der Thür seinen Namen rief. Walter hörte es nicht.

„Walter Hill!“ Jetzt fuhr er auf. Gleichzeitig wurde die Thür geöffnet, und eine alte Dame, mit schneeweißem, altfränkischem Häubchen auf dem grauen Scheitel, den gewaltigen Schlüsselbund am Gürtel, trat in die Stube.

„Also hier bist Du!“ rief Frau Gardner, mit kurzen, raschen Schritten vortrippelnd. „Sara wollte ganz bestimmt wissen, daß Herr Walter nicht ausgegangen sei. Und nun, was soll dies bedeuten?“ fügte sie bei, mit der großen Brille, ihrer unzertrennlichen Begleiterin, auf das offene Buch sich niederbeugend. „Dich in's Zimmer einsperren an diesem lieblichen Tag wegen dieses unnützen hebräischen Zeugens!“

Mit einem schelmischen Lächeln wandte Walter sich zu der Bürenden um. Sein Gesicht war nicht schön zu nennen, aber das offene, klare Auge, ein Ausdruck von Festigkeit und großer Willensstärke, verliehen ihm etwas sehr Anziehendes. „Es ist kein Hebräisch, Frau Gardner. Hebräisch und ich sind einander fremd. Ich unterhielt mich nur ein wenig mit dem alten Homer.“

„Alles unnützes Zeug, Walter. Ueber diesen alten trockenen Büchern zu brüten thut Dir nicht gut. Hättest Du nicht eine so feste Gesundheit, so lägest Du längst schon auf dem Krankenbette.“

Walter lachte muthwillig. Der guten Dame Vorurtheil gegen alles, was sie „Lernen“ nannte, war sprichwörtlich geworden. Mit einer energischen Handbewegung klappte sie das Buch zu.

„Darf ich meine freie Zeit nicht nach meinem Belieben verwenden?“ fragte Walter, halb lachend, halb ärgerlich.

„Nein,“ war die entschiedene Erwiderung; „nicht wenn das Wetter so warm und schön ist wie heute. Ein so prächtiges Osterfest haben wir selten. Siehst Du nicht, daß ich mein Winterkleid abgelegt habe?“

„Ich bemerkte es beim Frühstück.“

„Wirklich, Du bemerktest es? Ich glaubte, Ihr zwei Herren hättet nur Augen für Eure Zeitung. Also merke Dir, Walter, wenn ich den Wechsel vornehme, dann ist die gute Jahreszeit wirklich gekommen. So, und nun lege dies Buch weg.“

Walter gehorchte mit komisch trübseliger Miene. „Frau Gardner, Sie kommandiren mich wahrlich umher, als ob ich noch der kleine Junge von damals wäre. Ich sage Ihnen, einen zweiten wie mich, werden Sie nie bekommen. Als ob ich nicht an jedem Wochentage genug Beschäftigung im Freien hätte! Wenn ich nur wenigstens wüßte, wohin ich gehen sollte!“

„Auf die Wildfarm hinüber, Walter, um einen Auftrag des Meisters auszurichten. Bleibe den Tag über dort; Frau Milton beschwerte sich neulich, daß Du so selten sie besuchtest. Sie meinte, Du siehest zu vornehm geworden.“

„Unfinn!“ lachte Walter. „Also, was soll ich dort bestellen?“ Frau Gardner gab ihm genaue Anweisung und fügte dann mit plötzlich bekümmertem Miene bei: „Meinst Du nicht, Walter, der Meister sähe in letzter Zeit recht schlecht aus?“

„N—ein,“ versetzte der Gefragte langsam und zögernd; „ich habe nichts Besonderes an ihm bemerkt.“

„Das gleicht den jungen Leuten; sie sehen nie etwas,“ murmelte Frau Gardner, wie für sich. „Mir macht er ernstlich Sorge; als er heute Morgen hier wegritt, kam er mir gar so sonderbar vor.“

„Das einzige, was mir seither an Herrn Gardner auffiel, war seine Unlust zur Arbeit. Er schien mir so verschlafen und müde, klagte auch manchmal über Kopfschmerzen. Aber natürlich —“

„Natürlich, was? Warum zögerst Du?“

„Ich wollte sagen, daß Herr Gardner eben auch nicht mehr zu den Jüngsten gehört.“

„Er ist sechsundsiebzig und ich bin dreiundsiebzig. Aber was hilft alles Reden! Du mußt Dich auf den Weg machen, ehe das schöne Wetter vergeht.“

Walter nahm seinen Hut, und Frau Gardner folgte ihm in die Halle. „Nimm Dich in acht,“ mahnte sie ihn lächelnd, „daß Du Dir an ihrem Osterkuchen nicht den Magen verdirbst. Die Wildfarm ist berühmt dafür.“

Lachend verabschiedete sich Walter und schritt über den grünen Nasenplatz auf die Landstraße hinaus. Nach wenigen Minuten bog er in einen Feldweg ein und eilte nun raschen, elastischen Schrittes durch die erwachende Frühlingspracht dahin. Seine Gedanken jedoch waren ernster Art; die Befürchtungen, welche die alte Dame über ihres Gatten Gesundheit geäußert, schienen ihm nicht ganz unbegründet. „Wenn er zusammenbricht, so ist nur die übergroße Geschäftslast daran schuld,“ entschied er, auf dem Gemeindeanger, und damit in der Nähe seines Zieles angekommen. „Er sollte sich doch diesen Sommer eine lange Erholungszeit gönnen; ich könnte auch ohne ihn zurechtkommen.“

Ein breiter Fahrweg lief über die Wiese, die zur Linken in der Ferne von einer kleinen Reihe Hütten begrenzt wurde, zur Rechten sich ins Unendliche auszudehnen schien. In der Hälfte des Weges überholte Walter eine Dame, die allgemein als verrückt bekannt war und ihm selbst in seiner Kindheit nicht geringe Ehrfurcht, um nicht zu saßen Angst, eingeflößt hatte. Es war Fräulein Gwinn, eine große, starkgebaute Dame, die Schwester des Advokaten Gwinn in Wetterford. Letzterer genoß keines besonders guten Rufes im Städtchen; dem Fräulein jedoch wußte niemand etwas Schlimmes nachzusagen. Sie war vor einigen Jahren plötzlich als Hausgenossin ihres Bruders aufgetaucht und hatte durch ihr sonderbares Benehmen sofort Aufsehen erregt. Sie sprach und geberdete sich wie jemand, der halb wahninnig vor Kummer ist — was dessen Ursache war, wußte niemand; aber alle glaubten daran, und sie selbst spielte gelegentlich in geheimnißvoller Weise darauf an.

„Sie haben heute morgen einen langen Spaziergang gemacht, Fräulein Gwinn,“ sagte Walter, höflich grüßend, als er sie erreichte.

Mit einer raschen Bewegung warf die Dame ihren grauen Mantel zurück und wandte sich um. „D, Sie sind es, Walter Hill? Sie haben mich erschreckt. Meine Gedanken weilten in weiter Ferne — bei einem andern. Er vermochte eine schöne Außenseite zur Schau zu tragen und mich mit freundlicher Stimme anzureden, gerade wie Sie.“

„Das ist ein etwas zweifelhaftes Kompliment, Fräulein Gwinn,“ versetzte Walter in seiner launigen Weise. „Hoffentlich ist mein Inneres nicht schwärzer als mein Aeußeres. Auf jeden Fall möchte ich nicht anders scheinen, als ich bin.“

„Habe ich Sie dessen beschuldigt? Junge! Sie thäten besser daran, sich dort in eine jener Kiesgruben zu stürzen, wie als Betrüger aufzuwachsen,“ rief sie voll Heftigkeit. „Betrug ist zum

Fluch meines Lebens geworden, Betrug hat mich zu dem gemacht, was ich bin — eine Verachtete, der Spott der Gassenjungen —“

„Nein, nein, so schlimm ist es nicht,“ unterbrach Walter sie besänftigend. „Sie haben manchmal etwas barsch mit ihnen gesprochen, und es ist ein fedes, übermüthiges, kleines Volk. Ich bin überzeugt, jeder rechtlich Denkende achtet Ihren Kummer.“

„Kummer!“ kam es klagend von ihren Lippen. „Ja, Kummer, wie er nur wenigen je beschieden wird. Der Schlag traf mich, obgleich ich nur eine nebensächliche Rolle spielte. Wenn die unserigen Unrecht thun, so leiden wir; wir mehr als sie. Aber mein Tag der Rache wird vielleicht noch kommen,“ fügte sie, die Faust ballend, bei. „Wenn ich ihn nur auffinden kann!“

„Welchen ihn?“ fragte Walter fast unwillkürlich.

„Wer sind Sie, daß Sie meine Geheimnisse mir zu entreißen suchen?“ rief sie leidenschaftlich. „Ich bin fünfundsünfzig Jahre alt — alt genug, um Ihre Mutter zu sein, und Sie maßen sich an, mir die Frage zu stellen! Netze Jugend heutzutage!“

„Um Vergebung, Fräulein Gwinn; ich sprach unüberlegt, als Antwort auf Ihre Bemerkung. In der That, ich will mich in niemandes Vertrauen eindringen.“

„Mein Geheimniß werden weder Sie, noch sonst jemand je erfahren; also schlagen Sie es sich aus dem Sinn. Walter Hill,“ fügte sie, sich zu ihm herabbeugend, im Flüstertone bei, „heute, gerade heute sind es fünfzehn Jahre, daß ich von dessen gräßlichen Folgen erfuhr! Und seitdem mußte ich sie tragen, so gut ich konnte, schweigend, ohne Klage.“

Nach diesen Worten wandte sie sich kurz ab und setzte ihren Weg über die Wiese fort; während Walter die Richtung nach den Kiesgruben einschlug, die ziemlich nahe dabei lagen. Noch hatte er sie nicht erreicht, als lauter Hufschlag an sein Ohr tönte. Neugierig wandte er sich um und erblickte einen Reiter der seltsamen Dame gerade entgegenkommen. Es war ein schlanker Mann, anscheinend Mitte der dreißiger Jahre, mit dunklen Augen und ausdrucksvollen Zügen. Ein schönes Gesicht; eines von jenen, die bei der ersten Begegnung einen fesselnden Eindruck machen und fest in der Erinnerung haften.

„Ich möchte wissen, wer er ist,“ murmelte Walter für sich.

„Wie prächtig er zu Pferde sitzt!“

Auch Fräulein Gwinn hatte den Blick fest auf den Fremden gerichtet; ihre Augen schienen fast aus dem Kopfe zu treten. Es machte den Eindruck, als ob sie ihn erkenne, doch mit keinen freudigen Gefühlen. Sie gerieth in eine sonderbare Erregung. Geisterhafte Blässe bedeckte ihr Gesicht, ihre Hände ballten sich unwillkürlich, und nachdem sie eine Sekunde regungslos, wie vernichtet, dagesstanden, verstellte sie dem Reiter plötzlich den Weg und erfaßte den Zügel seines Pferdes.

„So! Endlich sind Sie zum Vorschein gekommen! Ich wußte — ich wußte es, daß Sie nicht todt seien!“ kreischte sie wild und gellend. „Ich wußte, daß Sie mir eines Tages Auge in Auge gegenüberstehen würden, um sich für Ihr Verbrechen zu verantworten.“

Aufs Aeußerste überrascht und bestürzt über diesen plötzlichen Ueberfall, starrte der Fremde seine Angreiferin an und bemühte sich, ihrer Hand den Zügel zu entreißen. Aber sie hielt ihn mit festem Griff gepackt. „Lassen Sie mein Pferd los,“ sagte der Herr. „Sind Sie von Sinnen?“

„Sie waren verrückt,“ versetzte sie leidenschaftlich. „Verrückt in jenen alten Tagen; und Sie brachten auch eine andere zur Verrücktheit. Noch vor drei Minuten sagte ich mir, daß die Zeit kommen müsse, wo ich Sie zur Rechenschaft ziehen könnte. Mensch! Erinnern Sie sich, daß es gerade heute fünfzehn Jahre sind, daß die — die — Krankheit zur Krisis kam? Wissen Sie, daß später —“

„Berrathen Sie mir Ihre Privatangelegenheiten nicht,“ unterbrach sie der Fremde. „Ich habe kein Interesse dafür; ich habe Sie noch nie in meinem Leben gesehen. Nehmen Sie sich in acht! Das Pferd wird Sie verletzen.“

„Ha! ha! Sie haben mich nie und auch sonst niemand gesehen!“ leuchte sie in einem Tone, der ohne seine wilde Leidenschaft spöttisch gewesen wäre. „Sie haben nicht meinen ganzen Lebenslauf geändert! Sie haben ein armes Wesen nicht zur Verrücktheit getrieben! Diese Lügen sind Ihrer würdig!“

„Wenn Sie nicht im Wahnsinn reden, so müssen Sie mich für einen andern halten,“ sagte der Fremde, sich gewaltsam beherrschend. „Ich wiederhole, daß ich Sie, meines Wissens, nie zuvor gesehen habe. Weib! Denken Sie denn nicht an Ihre eigene Sicherheit? Das Pferd wird Sie tödten. Sehen Sie nicht, daß ich seiner nicht Herr bin?“

„Um so besser, wenn es uns beide tödtet,“ kreischte das alte Fräulein wieder, von dem schnaubenden Thiere sich hin und her zerrren lassend. „Für Sie ist es nur eine gerechte Strafe, und ich bin meines Lebens müde.“

„Lassen Sie los!“ rief der andere heftig.

„Nicht, ehe Sie mir gesagt haben, wo Sie wohnen, wo ich Sie auffinden kann. All' diese Jahre her habe ich vergeblich nach Ihnen gesucht. Ich will meine Rache haben; ich will Sie zwingen, gerecht zu sein. Sie —“

In ihrem verstockten Eigensinn, ihrer blinden Leidenschaft hielt sie immer noch die Zügel fest. Das feurige Thier war aber stärker als sie. Es bäumte sich hoch auf, schlug nach allen Seiten um sich, und seine Bedrängerin von sich abschüttelnd, galoppierte es wüthend in der Richtung der Rießgruben dahin. Fräulein Gwinn stürzte zu Boden.

Ein Sturz in die Grube wäre für Roß und Reiter sicheres Verderben gewesen. Walter, der, ohne die Worte verstehen zu können, den Streit der beiden voll Staunen beobachtet hatte, warf sich, der Gefahr für sich selbst nicht achtend, dem Pferd in den Weg und riß es mit fast übermenschlicher Kraft gerade am Rande des Abgrundes zurück.

Schnaufend, leuchtend, mit weißem Schaum bedeckt, als wenn es fühle, welchem Verhängniß es entgangen, stand das edle Thier dem Willen seines Herrn gehorchend. Dieser jedoch sprang herab und trat auf Walter zu. „Junger Herr, Sie haben mir das Leben gerettet!“

Darüber konnte kein Zweifel bestehen und Walter nahm einfach und bescheiden den Dank des Fremden entgegen. „Es wäre ein böser Sturz gewesen, Herr. Ich bin froh, daß ich zufällig zur Stelle war.“

„Es wäre ein tödtlicher Sturz gewesen,“ versetzte der andere, mit einem leichten Schauer in die Tiefe blickend. „Gottes wunderbare Vorsehung muß Sie hierhergesandt haben.“

Er entblökte sein Haupt und verharrte einige Minuten schweigend, die Augen niedergeschlagen. Vom gleichen Gefühl getrieben, küstete auch Walter ehrfürchtig seinen Hut.

„Haben Sie bemerkt, in welcher seltsamer Weise jenes Frauenzimmer mich überfiel? Sie muß entschieden irr sinnig sein. Ich sah sie heute zum ersten male in meinem Leben.“

„Ist sie verletzt? Sie fiel zu Boden, wie ich sehe.“

„Sie verletzt? Bewahre! Sie konnte noch tüchtig schreien, als sie umfiel. Guter Salem! Armer Bursche!“ fügte er bei, das zitternde Thier beruhigend; „mußte dieses verrückte Weib Dich erschrecken und reizen? Und nun, junger Herr, wie kann ich mich Ihnen erkenntlich zeigen?“

„O, ich bitte,“ versetzte Walter lächelnd; „ich habe ja nur meine Pflicht gethan. Erwähnen Sie doch der Sache nicht mehr.“

„Er ist offenbar ein Gentleman,“ dachte der Fremde und fügte dann laut hinzu, sich wieder in den Sattel schwingend: „Aber Ihren Namen und etwas Näheres über Ihre Person werden Sie mir doch sagen? Vielleicht finde ich doch noch einmal im Leben die willkommene Gelegenheit, meine Dankeschuld an Sie abzutragen.“

„Mein Name ist Walter Hill. Ich besitze nur wenige, entfernte Verwandte in der Welt und werde bald auf eigenen Füßen stehen müssen.“

„Haben Sie schon einen bestimmten Beruf erwählt?“

„Ich bin im Geschäfte des Bauunternehmers Gardner in Netterford thätig.“

„Ei, ich selbst bin ebenfalls Bauunternehmer!“ rief der Fremde, im Tone freudiger Ueberraschung. „Werden Sie je nach London kommen?“

„Ich rechne wenigstens sicher darauf, Herr.“

„Dann vergessen Sie ja nicht, mich sogleich aufzusuchen. Hier meine Karte. Ich könnte Ihnen vielleicht zu einer guten Stelle verhelfen. Versprechen Sie mir, daß Sie kommen!“

„Ja, Herr; ich danke Ihnen.“

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite, Herr Hill. Doch bitte, lassen Sie jene Wahnsinnige meine Karte nicht sehen; es könnte ihr einfallen, mir zu folgen.“

Walter barg die Karte in seiner Westentasche, und der andere fuhr fort: „Jene Stadt in der Ferne da drüben ist Netterford? Ich muß mich beeilen, daß ich den Zwölf Uhr-Zug noch erreiche. Leben Sie wohl, mein junger Freund. Doch — a propos — wie heißt meine Verfolgerin eigentlich?“

„Ihr Name ist Gwinn.“

„Gwinn? Gwinn? Höre den Namen heute zum ersten mal. Und nun Adieu und nochmals tausend Dank.“

Er ritt von dannen, und Walter warf einen neugierigen Blick auf die Visitenkarte. „Heinrich Turner.“ Er muß zu der großen Londoner Baufirma „Gebrüder Turner“ gehören. Vornehme Leute. Doch nun zu Fräulein Gwinn.“

Der gutherzige junge Mann konnte es nicht über's Herz bringen, die Arme hilflos liegen zu lassen. Von seiner kräftigen Hand gestützt, arbeitete sie sich langsam in die Höhe. Der Fall hatte ihr keinen ernstlichen Schaden gethan. „Verwünschtes Thier!“ rief sie heftig. „Ich glaube, all' meine Knochen gebrochen zu haben. Und er ist mir entkommen! Junge! Was hat er von mir — von meinen Angelegenheiten gesprochen?“

„Gar nichts, Fräulein Gwinn. Er sagte mir, daß er Sie gar nicht kenne.“

„Und Sie glauben ihm das?“ rief die Dame, bleich vor Entrüstung.

„Ich habe keinen Grund, an seiner Aussage zu zweifeln. Der Herr schien die volle Wahrheit zu sprechen.“

Halb mitleidig, halb verächtlich blickte Fräulein Gwinn ihm ins Gesicht. „Haben Sie noch zu lernen, daß ein böser Mensch sich den Anschein eines halben Engels geben kann? Jener Mann, Walter Hill, ist der verkörperte Betrug. Er ist es, der meine Familie ins Unglück gestürzt hat — aber er wird mir nicht entgehen, der Glende!“

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um und schritt in der Richtung nach Netterford weiter. Walter blickte ihr eine Weile nach, über das seltsame Ergebnis der letzten Stunde nachgrübelnd; dann setzte auch er seinen Weg nach der Wildfarm fort.

Die Thurmuhre von Netterford schlug bereits die elfte Stunde, als er nach einem vergnügt verlebten Tage unter lieben Freunden sich dem Städtchen wieder näherte. Der Gang durch die mondhelle Landschaft war herrlich; keine schlimme Vorahnung bedrückte Walters Gemüth, und ahnungslos, was seiner warte, trat er zum Thore herein. Eilig über den Rasen schreitend, erblickte er Sara, eine der alten Dienerinnen, schon unter der offenen Hausthüre seiner harrend. Die treue Person war ein Erbstück der Familie und hatte bei der Erziehung des Knaben Walter das Ihrige gethan.

„Ei, Sara, sind Sie es?“ war Walters heitere Begrüßung, „Sie fühlen wohl Lust zu einem Mondscheinspaziergang, he?“

„Warum sind Sie so lange geblieben?“ flüsterte die Alte in sichtlich Aufregung. „Daß Sie auch gerade an diesem Abend vom

Hause weg sein mußten, Herr Walter! Haben Sie gehört, was dem Meister zugestoßen ist?"

„Nein, nein; was ist's? Sagen Sie rasch!“ rief Walter, auf's Höchste beunruhigt.

„Drüben im Dorfe wurde er vom Schläge getroffen; sie brachten ihn heim, wir hatten selbst fast den Tod vor Schrecken. O, Herr Walter!“ schloß die gute Alte, in Thränen ausbrechend, „der Doktor glaubt nicht, daß er noch den Morgen erlebt. Ach! unser armer, guter, alter Herr!“

Halb gelähmt vor Schrecken über diese betrübende Nachricht lehnte Walter in der Halle an der Wand. „Darf ich ihn sehen?“ fragte er leise.

„Ach, Sie können ruhig hineingehen; ihn stört nichts mehr, und unsere Frau hat schon oft nach Ihnen gefragt. Es ist ein schwerer Schlag, aber eine Gnade von Gott ist's, daß unser Herr so gut vorbereitet ist, Herr Walter. Wer gelebt hat wie er, braucht sich vor einem plötzlichen Tode nicht zu fürchten.“

Die Alte wischte sich die Augen, und Walter glitt stumm an ihr vorüber, in das Sterbezimmer hinein.

2. Kapitel.

Mehrere Wochen waren vergangen. Der Tag nahte heran, an welchem das blühende Geschäft des verstorbenen Herrn Gardner in andere Hände übergehen sollte. Walter Hill hatte sich anfangs der Hoffnung hingegeben, daß er an Stelle seines Pflegevaters die Leitung des Ganzen übernehmen dürfe, aber die bejahrte Wittve zog es vor, ihren Lebensabend in aller Ruhe zu verbringen. Der neue Besitzer flößte dem jungen Hill schon bei der ersten Begegnung eine besondere Abneigung ein, und Walter hatte keine Lust, in seine Dienste zu treten. Eines Abends kündigte er Frau Gardner seinen Entschluß an, in London sein Glück zu versuchen.

Die alte Dame schob ihr Wittwenhäubchen zurück, an das ihr graues Haupt sich gar nicht gewöhnen konnte, rückte die große Hornbrille zurecht und richtete ihre Augen voll auf Walters Gesicht.

„Warst Du enttäuscht, als Du das Testament des armen Meisters verlesen hörtest?“

„Enttäuscht?“ rief Walter mit ungeheuchelter Ueberraschung. „Warum hätte ich enttäuscht sein sollen?“

„Ist es Dir nie in den Sinn gekommen, zu denken oder zu hoffen, daß er Dir etwas vermachen könnte?“

„Niemals,“ versicherte der junge Mann ernsthaft. „Herr Gardner besaß nahe Verwandte — auch Sie haben deren. Mit welchem Recht sollte ich erwarten, diesen vorgezogen zu werden?“

„Ich wollte, die Leute bekümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten!“ rief die alte Dame ärgerlich. „Man sagte mir mit Bestimmtheit, Du habest sicher darauf gerechnet, im Testamente bedacht zu werden.“

„Und Sie glaubten dies?“

„Nein, ich glaubte es nicht. Mein armer Alter wußte, daß ich Dich nicht vergessen werde, wenn Du so fortfährst wie eben. Wenn man meine alten Knochen einst neben ihn in die Grube legt, so wird auch eine Kleinigkeit für Dich sich vorfinden. Aber nur eine Kleinigkeit, merke Dir; erst gerecht und dann großmüthig sein.“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, liebe Frau Gardner, aber ich möchte mich nicht bereichern auf Kosten anderer, welche größere Ansprüche haben. Ich habe keine Angst, meinen Weg in der Welt zu machen. Ist Ihnen vielleicht zufällig die Londoner Firma „Gebrüder Turner“ bekannt? An diese will ich zuerst mich wenden.“

„Es ist ein Haus ersten Ranges, wie der Meister oft sagte. Aber wie kommst Du gerade an diese, Walter?“

Hill gab eine etwas ausweichende Antwort, so schwer dies seiner aufrichtigen Natur auch fiel. Er fürchtete, von jenem Vorhänge zu sprechen, der ihn mit Herrn Heinrich Turner bekannt gemacht. Möchte dieser nun das Ungeheuer sein, von dem Fräulein Gewinn gesprochen, oder nicht, seine Sache war es nicht, der Halbverrückten auf dessen Spur zu helfen.

Zwei Tage vor seiner Abreise nach London begegnete er dem alten Fräulein auf der Straße. Er wollte mit raschem Grusse vorüber eilen, aber Frau Gardner, welche ihn begleitete, redete die Dame an. So entspann sich eine Unterhaltung zwischen den beiden, und die Wittve erwähnte beiläufig auch der Absicht ihres Pflege Sohnes, in London bei der Firma „Gebrüder Turner“ eine Stelle zu suchen.

Walter schrak unwillkürlich zusammen, als die Worte von ihren Lippen fielen — er hätte viel darum gegeben, sie zurückhalten zu können. Zu seinem Staunen blieben Fräulein Agathes Züge ganz unverändert.

„Gebrüder Turner“ wiederholte sie gleichgiltig; „ich wünsche Ihnen Glück, junger Mann.“

Offenbar hatte der Name gar kein Interesse für sie, und Walter schloß daraus, daß ihr wohl Heinrich Turners Persönlichkeit, nicht aber dessen Name bekannt sei.

3. Kapitel.

Ein schwerer Zug, von zwei Maschinen in Bewegung gesetzt, näherte sich der Hauptstadt. Es war Pfingsten, und zahllose fröhliche Menschen benutzten das prächtige Feiertagswetter zu kleineren oder größeren Ausflügen. Auch Walter Hill hatte sich den Pfingstmontag zum Reisetag gewählt; theils, weil die ermäßigten Fahrpreise seinem mageren Geldbeutel zu gute kamen, theils, weil das Menschengewühl und Gedränge ihn amüsirte. Zu seinem Bedauern sah er sich genöthigt, trotz des glühend heißen Wetters in ein Koupee erster Klasse einzusteigen, da bei seinem Kommen alle anderen Wagen bereits überfüllt waren.

In dem gleichen Koupee befand sich eine vornehme Dame mit ihrem Töchterchen. Erstere schien leidend zu sein, denn sie klagte mehrmals über den Trubel und das Getöse und bedauerte, unüberlegterweise an einem solchen Tage gereist zu sein. Das kleine Mädchen war ein liebliches Kind mit feingeschnittenen Zügen, großen dunklen Augen und reichem braunen Lockenhaar. Seinem lebhaften Wesen schien es unmöglich, sich still zu verhalten, und die bleiche Mama hatte fortwährend an der Kleinen zu tadeln.

„Ellen, wie kannst Du nur so unhöflich sein? Dränge Dich doch nicht gerade vor den Herrn an die gefährliche Thür! Sie kann jeden Augenblick aufstiegen. Der Herr ist sicher zu müde, um Dich noch länger zu halten.“

Ellen richtete die klaren, ehrlichen Augen ungeniert auf Walter und fragte ernsthaft: „Sind Sie müde, Herr?“

Walter lächelte. „Es bedürfte doch einer etwas größeren Anstrengung, um mich müde zu machen. Bitte, erlauben Sie ihr, hinauszublicken,“ fügte er, zu der Dame gewandt bei; „ich will gerne auf sie acht haben.“

„Haben Sie auch ein kleines Töchterchen?“ fragte das kleine Dämchen interessirt.

Walter verneinte unter herzlichem Lachen.

„Auch keine Schwestern?“

„Auch keine Schwestern, überhaupt fast gar keine Verwandte in der ganzen Welt.“

„O, und ich habe so viele Verwandte, aber keine Geschwister. Ich hatte einst ein Schwesterchen, aber es starb, als es drei Jahre alt war. Nicht wahr, drei, Mama?“

„Und wie alt bist Du denn?“ erkundigte sich Walter amüsirt.

„O, bitte, fragen Sie nicht,“ schaltete die Dame ein. „Ellen ist noch so kindlich, daß ich mich schäme, ihr Alter zu verrathen. Und dennoch kann sie auch manchmal recht verständig sein.“

„An meinem letzten Geburtstag bin ich zwölf Jahre alt geworden,“ verkündete das kleine Fräulein ungeniert. „Kousine Marie ist erst elf, aber schon viel größer als ich.“

So plauderte die Kleine in ihrer herzigen Weise weiter, bis der Zug in den Londoner Bahnhof einfuhr. Ihr scharfes Auge überflog suchend die auf dem Perron stehende Menge. „Da ist Onkel Heinrich!“ jubelte sie in der nächsten Minute. „Aber Papa sehe ich nicht. Wo ist Papa?“ rief sie dem sich nähernden Herrn entgegen.

„Papa ist nicht hier; er hat mich an seiner Stelle gesandt, Fräulein Ellen,“ versetzte dieser, und Walter erkannte zu seinem größten Staunen Herrn Heinrich Turner in ihm.

„Es ist doch nichts vorgefallen? Gilbert ist doch nicht krank?“ rief nun die Dame, sich ängstlich vorbeugend.

„Nein, nein, sei unbesorgt, Gilbert hatte eine etwas schwierige Berechnung angefangen, und wie Du weißt, läßt er sich nicht gerne dabei stören. Cuer Wagen ist hier.“

Walter hatte sich bisher bescheiden im Hintergrunde gehalten; er hielt dies für keine passende Gelegenheit, Herrn Turners Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber die kleine Ellen bereitete seinen Plan. „Sieh, dieser Herr fuhr mit uns in dem gleichen Koupee, Onkel Heinrich,“ rief sie, als sie alle auf dem Perron standen. „Er stieg an einer Station, Ketterford, glaube ich, ein. Ich habe ihn so gern.“

Herr Turner blickte forschend auf Walter; sein Gesicht kam ihm bekannt vor, er suchte in seiner Erinnerung, wo er es kürzlich gesehen. Der andere bemerkte es und trat lächelnd näher. Sofort erkannte ihn Herr Turner, erfaßte herzlich seine beiden Hände und rief in halb scherzendem, halb gerührtem Tone: „Du hast ihn so gern, kleine Ellen? Ich sage Dir, ohne diesen Herrn hättest Du jetzt keinen Onkel Heinrich mehr zu plagen; er wäre todt und vergessen.“

Eine Stunde später befand sich Walter bereits in den Geschäftslokalitäten der angesehenen reichen Firma „Gebrüder Turner“. Mit Staunen sah er die ausgedehnten Räumlichkeiten, den riesigen Holzhof, alles von einer Mauer mit zierlichen eisernen Thoren umschlossen. Innerhalb dieser Thore zur Linken befanden sich die Büreaus, und dahin lenkte Walter, nach Herrn Heinrich Turners Anweisung, zuerst seine Schritte. Gilbert Turner, dessen Gemalin und Tochter Walters Reisegefährten gewesen, war der ältere Bruder und wurde gewöhnlich kurzweg Herr Turner genannt; der jüngere war als Herr Heinrich Turner bekannt und besaß eine große Familie. Jeder der Brüder bewohnte ein schönes Haus im Westende Londons.

Walters Gönner trat fast gleichzeitig mit ihm ein und führte den jungen Mann in ein komfortables Privatzimmer, in welchem bereits zwei Herren sich befanden. Der eine derselben, Herr Turner, mußte in seiner Jugend große Ähnlichkeit mit seinem Bruder Heinrich gehabt haben; noch waren deutliche Spuren davon erkennbar, wenn auch die zunehmende Beleihtheit der letzten Jahre diese mehr und mehr zu verwischen drohte. Der andere Herr war Dr. Willis, ein hagerer Mann von mittlerer Größe, der Bruder der Frau Gilbert Turner.

Heinrich Turner stellte auch hier Walter sogleich als seinen Lebensretter vor und erzählte kurz den seltsamen Vorfall. Herr Turner richtete einen warmen, dankbaren Blick auf Walter und fragte überrascht: „Wie kam es, daß Du mir nie früher hiervon gesprochen hast, Heinrich?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Neujahrstag vor 1900 Jahren.

Von Fr. Wald.

Der erste Tag des Jahres richtet sich bei jedem Volke nach seiner Zeitrechnungsart und wurde schon im Alterthume festlich begangen. Die Juden verlegten ihn auf den 1. Tischi (zwischen September und Oktober) und betrachteten ihn nicht nur als Gottes Gerichtstag, sondern auch als Adams Erschaffungstag. Bei den alten Persern war der Neujahrstag die Zeit der größten Volksfeste, und ähnlich feierten alle Völker des Alterthums mehr oder

minder geräuschvoll den Beginn eines neuen Jahres. Vor allen Nationen interessiren uns wie auf vielen anderen Gebieten, so auch hinsichtlich der Feier des Neujahrstages die alten Römer deshalb, weil mancher ihrer Gebräuche noch heute in unseren Neujahrssitten wiederkehrt. Vor 1900 Jahren, also im ersten Jahre unserer Zeitrechnung, begann das römische Jahr bereits am 1. Januar.

Die Römer hielten den Neujahrstag für einen dies faustus, d. h. für einen Tag von günstiger Vorbedeutung, darum pflegten sie an ihm wohl wichtigere Geschäfte vorzunehmen; doch kam diese Sitte allmählich ab. Man enthielt sich sorgfältig alles Streitiges, kein Fluchwort kam über die Lippen, und vorsichtig vermied man auch geringfügig unehrenhafte Handlungen; denn ein einziges böses Wort, die geringste üble That konnte ja ein ganzes böses Jahr nach sich ziehen. Auch Beglückwünschungen waren bereits üblich, doch hütete man sich dabei sehr vor dem Gebrauche eines Wortes, welches eine böse Vorbedeutung haben konnte.

Jeder Römer trieb am Neujahrsmorgen eine kurze Zeit sein Geschäft; der Landwirth ackerte, der Schreiber schrieb, der Waffenschmied hämmerte, und der Dichter brachte einige Verse zu Papier oder richtiger zu Pergament. Durch diese lediglich symbolisch aufzufassenden Handlungen glaubten die Betreffenden auch in ihrem Verufe das Glück für das kommende Jahr an sich zu fesseln.

Wie heute noch bei uns, so wurde auch damals schon das Neujahrtsfest kirchlich gefeiert und hauptsächlich die Frauen wanderten am Neujahrstage zum Tempel des Janus, des doppelköpfigen Gottes des Jahres, um ihm Opfer darzubringen und seinen Segen für das kommende Jahr zu erbitten. Weihrauch, köstlicher Wein und feine Opfertuchen wurden ihm in großer Menge gespendet, und vielfach zog man aus besonderen Erscheinungen bei der feierlichen Handlung Schlüsse auf die dunkle Zukunft. Der Name des ersten Monats erinnert noch heute an die Verehrung dieses römischen Gottes.

In den Straßen der Weltstadt Rom herrschte am Neujahrstage schon früh reges Leben, und die Beglückwünschung von Bekannten war dort ebenso häufig zu beobachten als in den Straßen einer modernen Stadt, nur war der übliche Neujahrsgruß etwas länger. „Annum novum faustum felicemque tibi“, d. h. ein neues glückliches und gesundes Jahr (wünsche ich) Dir, war der gewöhnliche Zuruf der sich Begegnenden.

Wie die mündlichen Neujahrswünsche so waren auch schriftlich dargebrachte Gratulationen gebräuchlich, die ganz in der Art unserer Neujahrskarten gehalten waren, und sogar humoristische Glückwünsche waren bekannt; die Neckverschen der alten Römer sind oft sehr angenehm zu lesen und überragen meist die Durchschnittsware unserer Neujahrskarten-Poesie.

Vielfach herrscht auch bei uns noch der Gebrauch, daß Untergebene dem Vorgesetzten persönlich ihre Glückwünsche zum Jahreswechsel darbringen. Diese Sitte hatte im alten Rom eine weit größere Ausdehnung als heute in irgend einem Lande. Besonders wurden die Gratulationsbesuche den obrigkeitlichen Personen abgestattet; sehr zahlreich waren auch die privaten Besuche, vornehmlich die der Klienten bei ihren Patronen. Reiche oder vornehme Bürger wurden vielfach von den Angehörigen der ärmeren Klassen zu Besuchern gewählt. Dieses Verhältniß, anfangs eine Art Vasallenschaft, bestand zur Kaiserzeit nur noch formell in kleinen Dienstleistungen und Ehrenbezeugungen.

Natürlich durften sie am Neujahrsmorgen nicht versäumen, dem Patron ihre Glückwünsche darzubringen. Anfangs waren diese von einem kleinen Geschenk begleitet, das gleichsam einen Tribut für den geleisteten Schutz darstellen sollte und entweder in einem geringen Geldebetrage oder in einem passenden Gegenstande bestand.

In der späteren Kaiserzeit aber versammelten sich die Klienten im Hause des Patrons am Neujahrsmorgen nur, um ihr kleines Geschenk gegen ein ungleich größeres und werthvolleres einzutauschen. Die Sitte, eine Gabe als Neujahrsgruß darzubringen, behnte sich

auch auf die Kaiser aus. Es ist bekannt, daß sich der Kaiser Augustus am 1. Januar nach dem Kapitol begab und dort die Geschenke der Unterthanen, mochten sie nun in Geld oder in werthvollen Gegenständen bestehen, in Empfang nahm; doch verwandte er diese Gaben nie für sich selbst, sondern nur zur Verschönerung der Hauptstadt durch Denkmäler und prächtige Bauwerke. Sein Nachfolger Tiberius fand die Sitte lästig und suchte sie dadurch abzuschaffen, daß er den Neujahrstag außerhalb Roms verlebte; doch gelang es ihm nicht, den alten Brauch zu beseitigen, der von seinem Großneffen nach seiner Thronbesteigung insofern geschäftsmäßig ausgenutzt wurde, als er die Neujahrsgaben zu einer Zwangssteuer machte, die jeder entrichten mußte und die er im Hofe seines Palastes selbst in Empfang nahm.

Aber auch außerhalb des Verhältnisses der Abhängigkeit tauschten Bekannte kleine Geschenke unter einander aus. In der frühesten Zeit benutzte man dazu Vorbeerzweige aus dem heiligen Haine der Strenia, der Göttin der Gesundheit, um dadurch sinnig den Wunsch eines gesunden neuen Jahres auszudrücken; später fügte man dieser Gabe Nüschereien und eine kleine Münze, wodurch der Wunsch eines angenehmen und segensreichen Jahres Ausdruck finden sollte, hinzu. Vielfach war es eine Kupfermünze, das Aß, mit dem darauf geprägten Doppelkopfe des Janus. Die zu Geschenken verwendeten Süßigkeiten waren oftmals kleine Figuren aus Kuchensteig, sowie naturgetreue Nachbildungen von süßen Früchten aus Glas, Wachs oder Kuchen. Für die vornehmen Stände gab es auch kostbarere Gegenstände, welche vor dem Neujahrsfeste auf den Marktplätzen verkauft wurden. Diese Märkte fanden schon zur Zeit der Saturnalien statt, welche man vom 17. bis zum 23. Dezember zum Andenken an die goldene Zeit unter Saturns Weltregierung und zugleich als Fest der Winter Sonnenwende feierte. Uebrigens beschenkte man sich an diesem Feste, welches dem germanisch-nordischen Julfeste und gewissermaßen unserem Weihnachtsfeste entspricht, auch mit Schaumünzen, den sogenannten Saturnalilien, die Saturn auf der Vorderseite, ein Schiff auf der Rückseite trugen. Jedenfalls ist die Sitte der gegenseitigen Beschenkung am Neujahrstage durch die Römer auch nach Frankreich und England gekommen, wo sie sich bis heute erhalten hat. Eine Beschenkung nach deutscher Weise am Christabend ist in jenen Ländern sehr selten, dagegen werden Neujahrsgeschenke ganz allgemein ausgetheilt.

Am Neujahrstage begaben sich auch die Konsuln, nachdem sie die Glückwünsche ihrer Beamten entgegen genommen hatten, nach dem Kapitol, um daselbst dem Jupiter zu opfern. In feierlichem Zuge von Viktoren, Musikanten und Herolden begleitet, von Rittern, Senatoren, Gratulanten, Beamten und festlich gepuztem Volke gefolgt, zog der Consul durch die Straßen Roms. Auf dem Kapitol angekommen, wurde der im Zuge mitgeführte weiße Opfertier einer gründlichen Untersuchung unterzogen, da das zu opfernde Thier keinen Fehler aufweisen durfte. Man besprengte ihn mit kostbarem Wein; machte er dabei keine Bewegung, so taugte er nicht zum Opfer, und es mußten dann ein anderer Stier herbeigeschafft werden. Den Mittelpunkt der Opferhandlung aber bildete das Gebet des Consuls für die Erhaltung des römischen Reiches, welches der Opferpriester nach alter Sitte dem Consul vorsprach, und welches dieser wiederholte. An das Opfer schloß sich eine Sitzung des Senates, auch gewissermaßen eine symbolische Handlung, durch welche die Arbeit der Senatoren im künftigen Jahre eine gute Vorbedeutung erlangen sollte. In der späteren Kaiserzeit gestaltete sich die Prozession immer prunkvoller und für die Konsuln kostspieliger, da dem Opfer ein großes Gelage für die Senatoren und prächtige Festspiele für das Volk folgten.

Am allgemeinsten haben sich bei uns in Deutschland die Neujahrskarten und Neujahrsgedichte bis in unsere Zeit erhalten; während die anderen Gebräuche meist auf das Weihnachtsfest übergegangen sind.

(Nachdruck verboten.)

Unter uns.

Sylvesterhumoreske von Anna Behnisch-Kappstein.

Da saßen wir nun und überlegten. Am Tannenbaum waren frische Kerzen aufgesteckt und die beiden größten Weihnachtskuchen für den Neujahrsummel beiseite gestellt worden. Zu Neujahr wollten wir nämlich, um eine beträchtliche Gehaltserhöhung zu feiern, die am ersten Januar in Kraft trat, all' unsere Freunde bei einer ausgiebigen Bowle um uns versammeln. Unsere Freunde. Die Geschichte hatte zwei Seiten. Die Welt ist nun 'mal kein Friedensparadies. Wenn man auch nur mit drei Leuten befreundet ist, so sind zwei unter ihnen gewiß untereinander verfeindet. Lehmanns und Neumanns, — na, das wäre allenfalls noch gegangen, wenn man sie bei Tisch geschickt in leiblicher Entfernung von einander placiert hätte. Die standen nur ein wenig gespannt, seit Lehmanns schmachtlängige Nette auf den Wällen stark ins Hintertreffen gerieth, nachdem Neumanns schwarze Krausköpfe, die Else und die Frieda, zum erstenmale auf der Bildfläche erschienen. Aber Fischers und Schneiders. Zwischen denen bestand seit — ja, seit wann eigentlich? — ein richtiges Zerwürfniß; niemand wußte so recht warum und doch konnte niemand die augenfällige Thatsache ignoriren. Die waren unmöglich unter einen Hut oder vielmehr unter ein Dach zu bringen. Dabei war Doktor Fischer unser getreuer Hausarzt, den wir um keinen Preis beleidigen wollten, und Professor Schneider unser Unterwohner, also einfach nicht zu übergehen — schon wegen der gestörten Nachtruhe, die unsere Festlichkeit ihm und den Seinen bereiten würde. Uebrigens waren wir sowohl Fischers wie Schneiders längst eine „Abfütterung“ schuldig und mochten diese Schuld nicht gern ins neue Jahr hinübernehmen.

Blieb uns nichts weiter übrig, als zwei Gesellschaften dicht hintereinander zu geben. Was, nebenbei gesagt, garnicht so unpraktisch ist; denn bei der zweiten lassen sich etwaige Reste der ersten vortheilhaft wieder verwenden. Zum Beispiel — wenn wir die erste Gastlichkeit auf den letzten Jahrestag legten — die Sylvesterpfannkuchen. Die werden in der Ofenröhre wieder aufgebäcken und schmecken dann wie frisch. Schließlich läßt sich auch der unerläßliche Karpfen wieder heiß machen, falls so große Stücke übrig bleiben, daß sich das lohnt. Natürlich darf das Gewürmte nur der Jugend präsentirt werden. Die achtet beim Flirten nicht so auf das Essen. Die älteren Herrschaften haben eine feinere Zunge. Bloß mit den Mohnpielen ist das Aufheben solche Sache, — die Milch wird über Nacht sauer.

Selbstverständlich werden die Hausgenossen für Sylvester gebeten; denn wenn sie über sich das Stühlerücken, Musizieren und Tanzen hörten, wären sie tödtlich gekränkt, falls man sie nächsten Tages zum Nesteressen bäte. Und man muß sie wissen lassen, daß wir „ganz unter uns“ sein werden, was in diesem Falle besagt: ohne die feindliche Partei. Denn sonst würden sie auf die bloße Möglichkeit eines peinlichen Zusammentreffens hin ablehnen.

Die Phrase „ganz unter uns“ bedeutet bekanntlich ebenso oft eine Vorspiegelung falscher Thatsachen wie die Wendungen „zu einem Löffel Suppe“ oder „zu einem einfachen Butterbrot“. Dem Löffel Suppe folgen gewöhnlich sechs Gänge, und das Butterbrot verwandelt sich in ein Sardellenbrötchen, das man zur Vorbereitung auf eine Auswahl pikanter Salate und Majonaisen genießt.

Und dennoch fielen wie diesmal herein. Schneiders schien die Aussicht „ganz unter uns“ doch zu wenig lockend zu sein; denn noch ehe die Einladung an Fischers im Kasten war, kam Fräulein Schneider selbst herauf und bedauerte im Auftrage der Eltern „unendlich“, sich das Vergnügen versagen zu müssen; aber sie seien schon zu einem großen Sylvesterball in Papas Studentenverbindung u. s. w.

Auch gut. Gretche Schneider knabberte ohnehin so viel Marzipan, daß man die Dessertschale in ihrer Ecke mit der doppelten

Ration belegen muß, wenn die andern auch 'was haben sollen. Und als Tischdame ist sie bei den jungen Herren auch nicht beliebt, weil sie so etwas Einfältiges und Verträumtes hat. Wir hatten sie deshalb schon unserem alten, unverheirateten Onkel, dem Vereinsmeier, zugebacht. Der redet selbst so überzeugungstreu und unentwegt daß niemand um ihn her zu Worte kommt.

Gleich eine neue Sorge: wen geben wir dem Onkel nun zur Nachbarin? In unserer ganzen Bekanntschaft findet sich keine einzige junge Dame mehr, und Junggesellen sind abergläubisch: wenn sie in der Sylvesternacht nichts Junges um sich haben, dann denken sie, ihre Tage sind gezählt, und verlieren die Laune. Doktor Fischer versichert ihm zwar alle vierzehn Tage, er werde hundert Jahre alt werden. Doktor Fischer . . . ein Ausweg dümmert. Wenn wir den mit seiner Schwester nun schon zum Sylvester bitten „ganz unter uns“? Er liebt so große Gesellschaft, wie sie zu Neujahr bei uns sein wird, überhaupt nicht, und wir können für jedes Koubert ein paar Zentimeter mehr bemessen, wenn zwei Leute weniger kommen.

Freilich, wie das junge Jahr sieht Fräulein Agathe Fischer auch nicht gerade aus mit ihren Bierzig, obgleich sie noch krampfhaft weiße Kleider und Hals und Arme entblößt trägt. Wenn man sie auch nicht gerade häßlich nennen kann, trotzdem ihre Züge eine etwas energische Linienführung aufweisen. Aber ihre Liebe für den gleichfalls unverheirateten Bruder, den sie nie zu verlassen schwört, und wenn er Mormone würde und zehn Frauen nähme, hat etwas Rührendes. Auch ist sie eine Kochkünstlerin ersten Ranges. Das wäre ein Anknüpfungspunkt; denn Onkel Oskar ist Gourmet.

Also Fischers nehmen dankend an.

Und der Sylvesterabend kommt. Die Tafel ist nachweihnachtlich geschmückt mit Tannengrün und Silberfäden, einen ganzen Nachmittag lang haben wir die Tischarten mit lustigen Neujahrswünschen bedichtet. Kürpfen, Pfannkuchen und Mohnpfeifen sind vorzüglich gerathen; im Salon brennt der Weihnachtsbaum, in der Küche wartet das Blei auf den Prozeß des Gießens, und für die Mitternachtsstunde habe ich mir eine ganz besondere Ueberraschung ausgedacht. Vor die Thür, die vom Korridor in den Salon führt, wird ein grüner Vorhang gespannt, und wenn die Neujahrsglocken zu läuten anfangen, dann soll aus diesem Vorhang das neue Jahr selber unter den leuchtenden Tannenbaum treten mit lachendem Gesicht und wallenden Locken, durch die sich blühendes Engelshaar schlingt, im schneehellen Gewande, ein Füllhorn voll Rosen und kleinen Scherzgaben für jeden im Arme. Und soll ein heiter-ernstes Lied sprechen, und die übrigen sollen ihm mit frisch gefüllten Gläsern ein fröhliches Proffit Neujahr entgegenklingen.

So mein Plan. Aber die Ausführung. Ich hatte bei meinen weiblichen Bekannten — ohne viel zu verrathen — angetippt, welche die Rolle übernehmen wolle. Aber die eine hatte kein weißes Kleid und die andere keine Locken, die dritte war zu schüchtern und der vierten schien die Aufgabe nicht dankbar genug; die fünfte dagegen behielt nichts auswendig. Nur Agathe Fischer hatte sich angeboten. Bis auf die Jugend stimmte auch soweit alles bei ihr fürs junge Jahr. Das weiße Kleid war da und das goldene Gêlock ebenfalls, obgleich es vor zwanzig Jahren, wie Böswillige behaupteten, fuchsroth gewesen sein sollte. Na, in der Noth frißt der Teufel Fliegen. Dennoch beschaffte ich ein weißes Reserverkleid, eine blonde Perrücke und hoffte, daß sich nach Tisch in der gehobenen Fest- und Bowlenstimmung doch eine von den Achtzehnjährigen bereit finden würde zu der Mission.

Aber keine wollte. Die Perrücke saß nämlich nicht, wie sich beim Ausprobiren herausstellte. Und Agathe Fischer wollte auch nicht mehr. Ihr Tischnachbar hatte ihr schon beim ersten Gang versichert, daß die eng begrenzte Häuslichkeit das wahre Reich der idealen Frau sei, hatte sich beim Braten zu dem Geständniß verstiegen, daß er nur darum nicht geheiratet habe, weil

die Mädchen von heute ihm zu äußerlich, zu eitel, zu präventiös und zu vordringlich seien, — hatte beim Käse erklärt, daß ihm Schauspielerinnen, Sängerrinnen und Deklamatricen „gräulich“ wären, und endlich beim Dessert, als die Ananasbowle ihre Wirkung zu thun begann, mit einem merkwürdig zärtlichen Seitenblick die Möglichkeit zugegeben, daß er im neuen Jahr, wenn er die Rechte fände, sich noch auf seine alten Tage von Hymens Rosenketten fesseln lassen würde. Das alles hatte ich beobachtet in der Sorge, ob meine Gäste sich gut unterhielten. Und ich fand: für meine Zwecke nur zu gut. Denn nun stand es doch von vornherein fest, daß Fräulein Agathe sich hüten würde, in der geheimnißvollen, schicksalschweren Uebergangsstunde dieser Mitternacht einen unvortheilhaften Eindruck zu machen auf einen Mann, noch dazu auf einen wohl konservirten, gut situirten Mann mit zwei Häusern, der ihren langjährigen — ach wie langjährigen! — heimlichen Wünschen bereits auf halbem Wege entgegenkam. Und ich beobachtete weiter und entdeckte, daß beim Kaffee, der im Salon gereicht wurde, wo Blattpflanzen bequeme Nischen bildeten, das Paar schon Hand in Hand saß und daß des lieben Onkels Gehaben immer mehr zur Angriffsstatik überging.

Also eine Hochzeit in Sicht! Das neue Jahr fängt gut an. Wenn's nur erst da wäre! Das heißt, — es naht ja eigentlich viel zu schnell, das allgemeine, viel ersehnte, viel gefürchtete. Kastlos rückt der Minutenzeiger vorwärts, — keine zwanzig Minuten mehr und die zwölf feierlichen Schläge werden hallen und mit ihnen alle Kirchenglocken der Stadt. Nur mein junges Jahr will nicht kommen in weißem Kleid und goldenen Locken, und der weiße, weiche Kreppstoff — 7 Mr. à 1,25 Mr. — ist umsonst gekauft, die Perrücke nutzlos geliehen und das Liedchen vergeblich gemacht.

Ganz verärgert bin ich schon, als es heftig an der Entreeklingel reißt. Der Depeschbote? Ich bin zu Tode erschrocken und stürze hinaus. Da laßt mich auf dem Korridor aus Manteltragen und Shawl heraus ein blonder, von der Kälte gerötheter Mädchenkopf an, während Papa und Mama schon Gummischuhe und Ueberkleider ablegen. „Das ist eine Sylvesterüeberraschung, was?“

„In der That, meine Herrschaften. Ich freue mich natürlich unendlich über die Nachzügler; aber wir glaubten Sie doch auf dem Studentenball . . .“

„Waren wir auch,“ nickte Frau Professor Schneider bekümmert. „Aber ich sage Ihnen: Dieser Herrenmangel. Und die da waren, tanzten kaum. Und es ist doch wirklich kein Sylvesterbergmügen für ein junges Mädchen, Mauerblümchen zu spielen. Also, nachdem Grete beim Kontre gefessen, gingen wir einfach, und da Sie uns versichert hatten, Sie seien heute ganz unter sich, so beschloßen wir, jetzt noch ein Stündchen heraufzukommen, um uns die Mißstimmung zu vertreiben.“

Wirklich, ganz unter uns. Doch ich verrieth nicht, welche neue Enttäuschung der späten Gäste harrete. Erst mußte ich meinen Plan durchsetzen. Papa und Mama wurden zur Zwölf-Uhr-Ueberraschung im Schlafzimmer „kalt gestellt“; Grete wurde, ohne viel zu fragen, ins griechische Gewand gesteckt, ihr Blondhaar ward gelöst, und die Verse mußte sie ablesen.

Nun war das neue Jahr doch noch kalendermäßig eingetroffen.

Beim ersten Schlag der zwölften Stunde that sich der grüne Vorhang auf, ein maifrisches Mägdelein erschien mit Füllhorn und Rosenkranz und ward empfangen mit allen Zeichen freudigster Ueberraschung. Nur einer unter den Gästen erhob sich spontan mit sichtlichem Mißbehagen, erblaßte und verließ das Zimmer. Das war unser sonst so friedfertiger Hausarzt. Die blonde Grete ward durch diese ostentative Kränkung dermaßen verwirrt, daß sie ebenfalls erblaßte, stecken blieb und auch aus dem Zimmer rannte. Mit den Gefühlen eines Theaterdirektors, dessen kassenfüllender „star“

im letzten Augenblick „indisponirt“ wird, folgte ich ihr klopfenden Herzens, — doch was erblicken meine Augen? Im Eckzimmer neben der halb abgeräumten Tafel zwischen welken Blumen und niedergebrannten Kerzen Herz an Herz und eng umschlungen Doktor Fischer und Grete Schneider, indes die Glocken den Neujahrsegen verkünden.

Ich will mich ebenso diskret wie verständnißlos zurückziehen, als die von mir im Regisseurfieber vergessenen Eltern aus dem Schlafzimmergefängniß ausbrechen und verduht den gleichen male- rischen Anblick wie ich genießen. Doch nicht so unthätig. Wie zwei Rachegeister reißt das Professorpaar die Liebenden ausein- ander, Papa ergeht sich in einer zugleich erregten und würdigen Ansprache; Mama wendet sich erklärend zu mir:

„Das sollte uns fehlen, — diese Hinterlist, — nachdem wir den Doktor schon einmal mit einem Korbe weggeschickt haben!“

Aha, also darum die Feindschaft! Natürlich vertheidige ich unsern Hausarzt als den bravsten Mann.

Nur drei Worte zur Antwort, aber sie wogen schwer: „Bei der Schwester!!!“

„Aber Fräulein Gretchen heiratet doch nicht die Schwester,“ suche ich zu begütigen.

„Doch thut sie das; das ist ja Bedingung. Sie wissen, er trennt sich nicht von seiner Schwester, nie, niemals; er hat's ihr geschworen. Und deshalb kriegt er die Grete nicht, das arme Kind, — sie würde ja nicht piep sagen dürfen unter der Oberherr- schaft dieser Schwester. Gegen den Doktor an sich haben wir nichts einzuwenden.“

O Du gesegnete Sylbesterbowle, die dem verknöchertsten Junggesellen das Herz warm macht! Ich lasse die Frau Pro- fessor durch einen Thürspalt in den Salon lugen, wo Onkel Oskar und Agathe Fischer miteinander äugeln wie ein Tanzstundenpaar; ich verwette meinen Kopf, daß sich da soeben eine Verlobung voll- zogen hat, — und in fünf Minuten ist die zweite unter dem Segen der Eltern perfekt. Und das neue Jahr, obgleichs beim Kommen ausgekniffen ist, hat allen Glück gebracht.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Ergänzungsräthsel.

—t, —per, —tia, —kt, —ein.

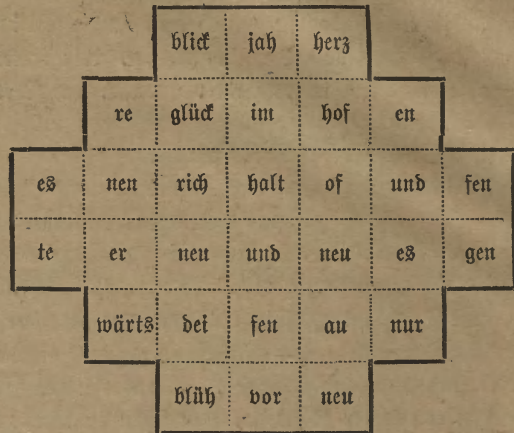
Statt der Striche sind jedesmal drei passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buch- staben bezeichnen im Zusammenhang gelesen ein beliebtes Getränk.

Merkräthsel.

Indien, Kleidung, Orden, Mensch, Haftbefehl, Flitter, Rehrtransport, Dienerschaft, Fliege, Bemalung, Nußbaum, Leib, Abend.

Von jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinander stehende Buchstaben zu merken. Die gemerkten Gruppen müssen im Zusammenhang gelesen ein Zitat aus Schiller's „Glocke“ ergeben.

Neujahrswürfelsprung.



Charade.

Nie wird das Erste alt und wenn Jahrtausende verwehen,
Das Zweite folgt der Sonne Lauf,
Es kommt und es muß gehen.
Es bringt das Leben, bringt den Tod
Und oft mehr Noth, als Segen.
Doch wenn es mit dem Ersten kommt,
Saudzt jeder ihm entgegen.

Zogogriph.

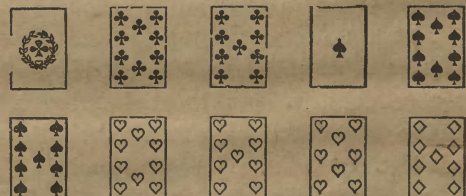
Wenn einem Herrscher alter Zeit
Man dreimal andern Kopf verleiht,
Da sieht man es an Pflug und Wagen,
Da wird es einen Namen sagen,
Da wird's bei Thier und Menschen sein,
Sedoch — beim Menschen klings nicht sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, tournirt auf folgende Karte:

aA, 10, 9; bA, 10, 9; c10, 9, 8; d9.



Im Skat liegen zwei Sieben. Tournirt M die eine Sieben, ge- winnt er mit 66, tournirt er die andere, gewinnt er mit 80 Augen. Bei welcher Kartenvertheilung ist dies möglich? Und wie geht das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Kasperletheater.

Auflösung des Weihnachtträthfels.

Christbaum: Chemnitz, Brieg, Stettin, Ansbach, Naumburg.

Auflösung des Telegraphenräthfels.

Christbaum schmuck. (Chor, Geist, Braut, Masche, Mund, Gede.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Fünfszüger: W. Kg2, Dc2, Sd4, g4, Ba4, b2, d3, e3, f4.

Schw. Kd5, Td6, h8, Sb6, Lc6, g7, Bb4, e6, f7, g6.)

1. Dc1, f7—f5; 2. e3—e4+, f5—e4: (am besten); 3. Dc5+, Kc5:; 4. Sb3+, Kd5. S giebt Matt. — 1. . . ., Th8—h2+, 2. Kh2:, f7—f5; 3. Dh1+, beliebig.

Richtige Lösungen gingen ein von: Elisabeth Stief, Mieke G., Gertha Becker, Hans Schaffstädter, Richard Mallon, Isidor Gortakowski, Erich Damerer, Bromberg.